Reinhard Matz (Hg.)

Fassade.Köln.2

Texte

Emons

copyright Hermann-Josef Emons Verlag, Köln 2006
sowie die Autoren für die einzelnen Texte und Fotografien
Wenn nicht anders angegeben, stammen die Fotografien vom Herausgeber
Gestaltung Reinhard Matz, Layout Martin Zahder
Druck und Weiterverarbeitung Grafisches Centrum Cuno, Calbe
ISBN 3-89705-429-9
www.emons-verlag.de

Umschlagvorderseite: Altstadt Nord, Plankgasse 62–60
Umschlagrückseite: Altstadt Süd, Am Rinkenpfuhl # Schaafenstraße
Schmutztitel: Neustadt Süd, Veledastraße 1

Vorwort des Herausgebers 7

LITERATUR

Robert Spitz — Wie ich nach Köln kam 11
Roland Koch — Zwei oder drei Dinge, die ich von K. weiß 13
Roswitha Haring — Immer wieder 21
Katrin Askan — Von außen betrachtet 25
Sverker Rebling — Kölsches Interieur 27

HINTERGRÜNDE

Oliver König — Körper – Menschen – Fassaden 39
Eberhard Illner — Nichts Besonderes. Der Wiederaufbau Kölns und der Architekt Hans Pingel 49
Jörg Beste — Das gefühlte Köln oder Ist Ästhetik messbar? 69
Manuel Herz — Verborgen hinter einer bunten Fassade 77

POLITIK

Georg Quander — Gedanken zu ein paar Details des Kölner Stadtbildes, wie sie auf 255 Fotografien festgehalten wurden 83
Barbara Moritz — Fassade Köln – Handlungsbedarf 91
Lothar Theodor Lemper — Stadtkultur – statt Kultur? 93

SATIRE

Heinrich Pachl — Fassade ergo sum 105
Heiko Keune — Zum Beispiel die Einkaufsstraße einer Kölner Vorstadt 107

DOKUMENTATION

Ralf Niemczyk — FASSADEN.Cologne – Eröffnungsrede zur Ausstellung 121
Ulf Erdmann Ziegler — Jede Menge Verkleidungen – Besprechung aus der Frankfurter Rundschau 125

PROJEKTNACHWORT

Reinhard Matz — Die Heinzelmännchen sind weg 129

Angaben zu den Autoren 158

Hintergründe

OLIVER KÖNIG

Körper Menschen Fassaden

»Wenn sich nicht spontan, unbekümmert um die
eigenen Abhängigkeiten, der Widerstand gegen die Fassade
regte, so wären Gedanken und Tätigkeit triste Kopie.«
Theodor W. Adorno: Ästhetische Theorie, 1966

Der Körper als Behausung – der Mensch als ihr Bewohner

Unser Körper ist unsere erste Behausung, von ihm aus entdecken wir die Welt. Die Erfahrungen, die wir dabei machen, fließen in alle weiteren Welterfahrungen ein. Das Verständnis, das wir dabei über uns und die Welt um uns herum entwickeln, und die Begriffe, mit denen wir diese zu erfassen versuchen, prägen wie selbstverständlich alle weiteren Erfahrungen, je mehr wir mit diesem Körper die Welt um uns herum zu erobern beginnen.

Als Erstes sind wir dabei mit der Räumlichkeit unserer Welt konfrontiert, ihrer Einteilung in ein Oben und Unten, ein Vorne und Hinten, ein Rechts und Links. All dies müssen wir erst entdecken und wir tun dies zuerst anhand unseres Körpers, den wir als Kind anfassen und (be)greifen, fühlen und wahrnehmen können. Der Kopf ist oben, die Füße unten, der Mund vorne und der After hinten. Links und rechts finden wir hingegen das gleiche vor, jeweils einen Arm und ein Bein, eine Hand und einen Fuß, ein Ohr und ein Auge. In dem Maße, wie wir uns dieses Körpers sicher werden, nutzen wir ihn, die Welt um uns herum zu erkunden. Auch wenn diese Welt uns in Gänze umgibt, so ist doch diese Entdeckungsreise nach vorn ausgerichtet, wo unsere Sinne hinweisen.

Um uns diese Welt aneignen zu können, wenden wir uns ihr zu, bzw. bringen sie in den Raum vor uns, an unsere Vorderfront. Dort können wir sie sehen und greifen, in den Mund stecken, schmecken und uns

einverleiben. Diese Vorderfront ist Trägerin unserer Sinne, und auch die Aktivitäten unserer Extremitäten, der Arme und Beine, sind primär nach vorn ausgerichtet. Um diese voll einsetzen zu können, müssen wir zuerst die Schwerkräfte beherrschen und uns aufzurichten lernen. Dann können wir auf unsere Umwelt und Mitwelt zutreten. Vor uns liegt das, was unsere Aufmerksamkeit erregt und unser Handeln bestimmen wird, die Zukunft also, während wir die Vergangenheit hinter uns zurücklassen. Unsere Hinterfront können wir nicht nur nicht sehen, sie ist zugleich Trägerin derjenigen Körperöffnung, mit der wir auch hinter uns lassen, was wir uns einverleibt haben. In dem Maße, wie wir unsere Ausscheidungsprozesse verbergen lernen, haftet unserer Rückseite zudem etwas latent Schmutziges und Anrüchiges an.

Außen und Innen

Es ist in der Regel auch unsere Vorderfront, die als erste von unserer Mitwelt erfasst wird. Sie ist das kommunikative Tor zur Welt. Es ist daher nicht verwunderlich, dass wir dieser Vorderfront mehr Aufmerksamkeit widmen als der Hinterfront. Wir schmücken und gestalten sie, je nach Gelegenheit. Aber wir schützen sie auch, wenn uns Gefahr drohen könnte, sei es für Körper oder Seele. Wir rüsten uns ein, unsere Vorfahren manchmal buchstäblich mit Rüstung und Helm, wir Nachgeborenen in der Regel nur im übertragenen Sinne, z.B. durch die Wahl unserer Kleidung. Vor allem aber lernen wir, das Zentrum unserer Vorderfront zu gestalten, unser Gesicht, das wir freundlich und offen oder feindlich und verschlossen sein lassen. Das Gesicht gilt als der Teil des Körpers, an dem am stärksten die Individualität seines Trägers abgelesen werden kann. Entsprechend ist es neben den Händen auch der Körperteil, der in den meisten Kulturen unmittelbar sichtbar und nicht durch Kleidung verhüllt ist. Wird das Gesicht hingegen verborgen, z.B. durch seine Verschleierung, dann ist dies nach unserem kulturellen Verständnis Ausdruck davon, dass diese Individualität in der Öffentlichkeit nicht sichtbar werden soll. Das Individuum schützt sich bzw. – je nach Standpunkt – wird damit eines Teils seiner Freiheit beraubt.

Doch auch in unserer Kultur, in der eine Verschleierung des Gesichts auf Unverständnis stoßen würde, erlauben wir unseren Mitmenschen nur selten, quasi ungehindert in uns hineinzuschauen. Weit häufiger

kontrollieren wir unseren Ausdruck, je nach Gegenüber und Situation. Wir errichten vor unserer Vorderfront eine Fassade, die nicht zu erkennen erlaubt, was hinter ihr gedacht und gefühlt wird. Dabei sind wir im doppelten Sinne nicht immer Herr im Haus unseres Körpers. Zum einen haben wir häufig diese Kontrolle gar nicht unter Kontrolle, sie ist habitualisiert und automatisiert, so dass wir sie nicht mehr als solche bemerken. Wir können sie daher nur bedingt gezielt und bewusst gestalten. Nicht wir kontrollieren dann die Kontrolle, sondern sie kontrolliert uns. Wir sind eingezwängt in ein Korsett von Konvention und Alltagszwängen, die den Spielraum unserer Gestaltungsmöglichkeiten auf einen bestimmten Raum begrenzen. Zum anderen gibt unser Körper trotz unserer Selbstkontrolle Signale, die mehr oder anderes senden, als wir es wollen. Wir schwitzen oder erbleichen, erröten oder erstarren. Immer aber gilt: Wir können nicht nicht kommunizieren. Was immer wir mit unserem Gesichtsausdruck zu sagen oder zu verbergen versuchen, es wird von unserem Gegenüber gelesen werden. Wir senden immer mehr oder anderes, als wir intendieren, und können die Wirkungen auf unser Gegenüber nur zum Teil mitbestimmen.

Das bürgerliche Haus

Die Räumlichkeit unseres Körpers und die kulturellen Beschreibungen und Bewertungen, die mit ihm verbunden sind, sowie die Praktiken seiner Gestaltung finden ihre Entsprechungen in den weiteren Behausungen, die wir für diese Körper erschaffen, bei den Häusern, in denen wir wohnen. Auch sie haben eine Vorder- und Hinterfront, ein Oben und Unten, die sich jeweils unterscheiden, während das Rechts und Links in der Regel der Symmetrie nachgebildet ist, die auch unseren Körper charakterisiert. Aber nicht nur in dieser Räumlichkeit selbst, sondern auch in den jeweiligen Funktionen lassen sich ohne große Mühe Entsprechungen finden. Die Vorderfront ist das erste, was der Besucher zu sehen bekommt. Sie wird daher mit besonderer Aufmerksamkeit gestaltet, gegebenenfalls mit den Insignien der Bewohner geschmückt, in der frühen Neuzeit zum Beispiel mit Namen und Wappen, Baudatum und Berufsbezeichnung des Erbauers, heute eher abstrakt mit Dekor und Farbe und dem Inbegriff der anonymen Individualität, einer Nummer.

Tritt der Besucher hinein, so kommt er in einen Übergangsbereich, nicht mehr draußen aber auch noch nicht ganz drinnen, eine Eingangshalle, einen Flur. Für manchen Besucher endet seine Erkundung des Hauses schon hier, der Lieferant gibt seine Ware ab, der flüchtige Besucher seine Botschaft. Erst die nächste Tür führt ein Stück weiter hinein ins Innerste des Hauses. Es ist das bürgerliche Haus des 19. Jahrhunderts, in dem die Staffelung von Übergängen zwischen verschiedenen Innenräumen zu wahrer Meisterschaft gebracht wurde. Aus dem Eingangsbereich tritt man in einen Empfangsraum, erst dann in den Salon, das Wohnzimmer, die gute Stube, die noch ganz dem Repräsentativen gewidmet ist. Erst dahinter kommt das Speisezimmer, dessen Betreten signalisiert, dass dem Besucher ein weiterer Einblick ermöglicht wird, der längst nicht jedem gewährt wird. Von hier aus geht es ins Herrenzimmer oder den Rauchersalon, für die Damen in den Salon. Außer Sicht- und Reichweite hingegen die Räume, in denen gearbeitet wird, Küche und Vorratskammer, sowie jene Räume, die vorrangig der Befriedigung der Körperfunktionen gewidmet sind, die als intim gelten, Schlaf- und Badezimmer. Am Rande wiederum, in Nebengebäuden, in Keller oder Speicher, die Quartiere der Dienstboten, die gar einen eigenen Eingang haben.

So spiegelt der Grundriss des bürgerlichen Hauses in seiner Metaphorik die verschiedenen Funktionen des Körpers. Die Vorderseite für das Repräsentative, die Rückseite für den Abfall. Dem Kopf als edlem Körperteil entsprechen die Räume in den oberen Stockwerken, die der Luft und dem Licht zugewandt sind und für diejenigen reserviert sind, die auch im Leben die oberen Stellungen einnehmen. Im Dachgeschoss wird es wieder profaner, wo dem Körper die Haare wachsen. Im Keller und in den Nebengebäuden werden die Tätigkeiten verrichtet, die dem Erhalt des Ganzen dienen, hier wohnen die Bediensteten und die Proletarier. Im Keller ist es dunkel und ein wenig stickig, so wie die Füße, auf denen alles steht. Die Arme und Beine hingegen sind wie die Nebengebäude, sie stehen ihrem Träger als Arbeitsmittel zur Verfügung.

Authentizität und Täuschung

Wo so viel Mühe in die Gestaltung der Außenansicht investiert wird, beim Körper des Menschen wie bei den Häusern, die er bewohnt, da

kann die Täuschung und manchmal gar der Betrug nicht weit sein. Schon Fürst Potemkin errichtete anlässlich der Reise Katharinas II. auf die Krim im Jahre 1787 auf ihrem Reiseweg Dorfattrappen, die der Kaiserin den Wohlstand des Gebietes vortäuschen sollten. Diese sprichwörtlich gewordenen potemkinschen Dörfer wurden noch in den 1980er Jahren am Prenzlauer Berg in Berlin errichtet, indem an genau den Straßenecken die Fassaden renoviert wurden, an denen der große Generalsekretär Erich Honegger bei seinem Berlinbesuch vorbeigeführt werden würde, um ihm die Errungenschaften des Sozialismus zu präsentieren. Aus Alt mach Neu, aus Neu mach Alt, die Täuschung kennt keine Richtung und keine Weltanschauung. Auch der Kapitalismus weiß sich dessen zu bedienen, hinter mancher bürgerlichen Prachtfassade liegen nur Schutt und Trümmer.

Dieser Hauch von Betrug ist der Fassade daher in die Wiege gelegt. Im Brockhaus heißt es dazu ganz trocken: »Die Fassade entspricht häufig nicht dem dahinter liegenden Raum« (1981, Bd. 2, S. 677). Als der Begriff im Laufe des 19. Jahrhunderts in die deutsche Sprache Eingang findet, schwingt daher von Anfang an eine doppelte Bedeutung mit, das äußere Erscheinungsbild einerseits, die Täuschung andererseits. Dem kam entgegen, dass im Verständnis eines weit verbreiteten deutschtümelnden Dünkels der deutschen ›Kultur‹ Tiefe und Wahrhaftigkeit zugesprochen wurde, allem Ausdruck französischer ›Zivilisation‹ hingegen etwas Gekünsteltes, Artifizielles und Oberflächliches. Oder in den Worten von Norbert Elias: »Hier, im deutschen Sprachgebrauch, bedeutet ›Zivilisation‹ wohl etwas ganz Nützliches, aber doch nur einen Wert zweiten Ranges, nämlich etwas, das nur die Außenseite des Menschen, nur die Oberfläche des menschlichen Daseins umfasst. Und das Wort, durch das man im Deutschen sich selbst interpretiert, durch das man den Stolz auf die eigene Leistung und das eigene Wesen in erster Linie zum Ausdruck bring, heißt ›Kultur‹« (Über den Prozess der Zivilisation, 1939, Bd. 1, S. 2). Der trügerischen äußeren Höflichkeit des höfischen Menschen, seinem »oberflächlichen Gebaren, das an den Höfen sein Wesen treibt« (ebd. S. 10), stehe die wahre ›Tugend‹ des gebildeten Bürgers gegenüber, der ganz in seiner Innerlichkeit aufgeht.

Dieser ehemals soziale Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum wird hier schon zu einem nationalen Gegensatz stilisiert zwischen

Frankreich und Deutschland bzw. Preußen. Der Gegensatz ist aber auch einer der Konfessionen, war es doch gerade die Fassadenhaftigkeit des katholischen Pomps und seiner falschen Frömmigkeit, gegen die sich der Zorn Luthers wendete. All dieses könne doch nichts über die wahre Beziehung zu Gott und die wahre Frömmigkeit aussagen, so seine Überzeugung. Es komme nicht auf das Außen an, nur das authentische Innen, das in direkter Verbindung mit Gott stehe, sage etwas aus über den wahren Glauben. Die Barockfassaden katholischer Kirchen stehen so in ähnlich krassem Kontrast zur Askese protestantischer Kirchenfronten, wie der weihrauchgeschwängerte Pomp des katholischen Ritus gegenüber der pädagogisch gesättigten Kargheit evangelischer Gottesdienste. Wahrheit und Wahrhaftigkeit sind demnach tief innen verborgene Werte, die durch ihre äußere Zurschaustellung zerstört und ihrer Eigentlichkeit beraubt würden. Diese Vorstellung fließt auch ein in die Bildungsideen des deutschen Bürgertums, die ganz auf innere und wahre Werte konzentriert waren (und zum Teil noch sind). Durchbrochen wird dies erst durch die Kritik des angelsächsischen Pragmatismus mit seinem Motto: »What you see is what you get!« Nochmals gesteigert wird dies im Medienzeitalter. »The medium is the message«, so Marshall McLuhan, der Medienguru der 1960er Jahre. Die Oberfläche selber wird zur Botschaft, ein zentraler Topos der Moderne ebenso wie ihrer Kritik.

Während also der höfische Mensch der frühen Neuzeit viel Zeit darauf verwendete, seine Fassade zu perfektionieren, und ihm die Forderung nach Echtheit ebenso fremd war wie die Vorstellung, dass an dieser Täuschung durch die Fassade irgendetwas Verwerfliches sei, so grenzt sich das aufsteigende Bürgertum gegen diese aristokratische Welt mit eben jenen Werten von Authentizität und Einfachheit ab. Der Kanon der bürgerlichen Tugenden setzt sich allmählich durch. In Deutschland allerdings ging dies, im Unterschied zu Frankreich und England, mit einer relativen Machtlosigkeit des Bürgertums im öffentlichen Raum einher. Die Öffentlichkeit wurde zunehmend als ein entfremdeter Raum empfunden, vor dem man die Privatsphäre und die Familie als Schutzwall errichtete. Nur dort, in dieser idealisierten Lebensform des Privaten, könne man ganz Mensch sein.

Die Rückseite der Vorderseite

Dass jedoch auch eine solche idealistische Konzeption nicht ohne Rückseite auskommt, darauf verweist die Rede von der bürgerlichen Doppelmoral. Sie erlaubte es, dass hinter der Fassade der Tugend auch die weniger tugendhaften Wünsche und Begierden ihren Ausdruck finden konnten. So entdeckte Sigmund Freud noch hinter all den idealen Werten der bürgerlichen Welt, Arbeit, Leistung, Kultur, doch nur das eine, den Körper in seiner sexuellen Triebhaftigkeit, das Hinterhaus und den Keller des Menschen. Auch die künstlerische Bohème setzte dem bürgerlichen Glauben an das Authentische zu. Oscar Wilde, Dichter, Dandy und Meister der Selbstinszenierung, der 1900 starb, im gleichen Jahr, in dem Freud sein berühmtes Buch von der Traumdeutung veröffentlichte, wusste: Authentizität ist die schwierigste Pose überhaupt. Die gleichen Werte, die das Bürgertum einst gegen den Adel gewendet hatte, werden also schon bald gegen das Bürgertum selbst gerichtet. Damit hatte sich der Wert des Authentischen als gültiger Maßstab durchgesetzt. So wie in der Kunst eine Avantgarde die nächste ablöste und jede neue Bewegung ihren Vorgängern die Erstarrung in überholter Tradition vorwarf, so galt dies auch für den moralischen Diskurs des 20. Jahrhunderts.

Dabei erfolgten die Angriffe auf die Tradition und die Fassadenhaftigkeit des modernen Lebens in der Regel von zwei verschiedenen Richtungen aus. Die einen predigten den Weg zurück in eine neue Natürlichkeit, die anderen hatten diese Möglichkeit in gewisser Weise schon aufgegeben und ersetzten Fassaden – durch Fassaden. Es beginnt das Spiel der Postmoderne, in dem die Akteure nun schon wissen, dass es kein Entrinnen aus diesem Spiel mehr gibt, kein ›Außerhalb‹, in dem eine wahrhafte Authentizität möglich wäre. Alles ›Natürliche‹ ist nur von kurzer Dauer, bevor es zurückgeholt wird in die Welt des Künstlichen, von Kultur, Gesellschaft und Politik. So war es nur ein kurzer Weg von der Kreativität der Lebensreformbewegungen um 1900 zur Esoterik und zu nationalsozialistischer Körperkultur, vom romantischen Aufbruch der Jugendbewegung der 1920er Jahre zur militärischen Hingabe der Hitlerjugend.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erfährt diese Dynamik in der kulturellen Revolution der 1960er und 70er Jahre eine weitere Steigerung.

Die Auflösung des Unterschiedes zwischen Hochkultur und Populärkultur in der Popkultur verband sich mit einer neuen Art der Jugendbewegung. Deren Weg von der aufrührerischen Direktheit und Authentizitätspose der Rockmusik in die Arme der Kulturindustrie war ebenso kurz wie der von der Natürlichkeitsutopie der Hippies zur stilisierten Kunstwelt eines David Bowie, einem Nachfahren von Oscar Wilde.

In der Welt von Kunst und Kultur kam hierbei nur etwas zum Ausdruck, was den gesellschaftlichen Wandel in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts insgesamt kennzeichnete. Nach den Katastrophen von zwei Weltkriegen folgten die »goldenen Jahre«, eine lange Zeit des Friedens und wirtschaftlicher Prosperität, aber auch des Kalten Krieges und seiner eingefrorenen Feindbilder. An ihrem Höhepunkt in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren artikulierten sich erneut Forderungen, sich von der Uneigentlichkeit der modernen Welt, der Verlogenheit der Politik, von Konsumterror und der Oberflächlichkeit der Medien nicht einfangen zu lassen. Und zugleich wurde nun unhintergehbar klar, dass jeder Angriff gegen die Fassadenhaftigkeit des modernen Lebens in kurzer Zeit schon als Konsumgut fröhlich wieder auferstand, zumeist mit denen als Hauptverdiener, die ehemals die Protagonisten dieses Aufstandes gewesen waren. »The Dream is over« sang John Lennon schon Anfang der 1970er Jahre. Aber akzeptiert haben wir das bis heute noch nicht, denn der Wunsch nach etwas anderem als den multiplen Oberflächen der Moderne, die sich – wie die Fenster in einem Computerprogramm – eine nach der anderen öffnen, scheint immer wieder neu lebendig zu werden.

Einen besonderen Ausdruck findet dies in der modernen Architektur, sind es doch nicht zuletzt ihre Glasfassaden, die den Unterschied zwischen Innen und Außen – und damit gewissermaßen auch sich selbst als Fassaden – zum Verschwinden bringen. Man schaut hindurch oder sieht sein eigenes Spiegelbild. Für diejenigen, die hinter dieser Fassade sitzen, wird der Schutz zerstört, den diese doch eigentlich bieten soll. Das ›Dahinter‹ entleert sich und wird durch Abwesenheit ersetzt. Die Durchsichtigkeit der Fassade wird im Inneren der Gebäude fortgesetzt. Auch hier fallen die Wände, das Großraumbüro erzwingt eine neue Öffentlichkeit, der gegenüber der Einzelne ausgeliefert ist, es sei

denn, er schafft sich neue Fassaden, die er in dieser Öffentlichkeit immer mit sich herumtragen kann.

Heute leben ganze Berufsgruppen von der Suche nach dem Authentischen und der Arbeit an den durchsichtigen Fassaden der Moderne: Reiseveranstalter und Drogenhändler, Schönheitschirurgen und Psychotherapeuten, Fitness-Studios und Meditationstempel, Lifestyle-Berater und Personal-Trainer. Und viele von ihnen setzten jetzt dort an, wo wir losgegangen sind, beim Körper. Er wird gepflegt und geformt, gebräunt und durchlöchert, sein Ausdruck geübt und seine Leistungsfähigkeit optimiert, alles, damit er seinem Besitzer zu Diensten steht und ihn so präsentiert, wie er glaubt zu sein, oder wie er gerade sein will. Die Natürlichkeit als Pose steht gleichberechtigt neben der Künstlichkeit als Ausdruck des innersten Selbst. Der Unterschied zwischen der Täuschung der Fassade und dem Eigentlichen, das dahinter angenommen wird, ist nicht so sehr verschwunden, als vielmehr dialektisch aufgehoben. Der moderne ›Fassadenmensch‹ ist eine Doppelgeburt, es gibt ihn nur zusammen mit seinem Gegenentwurf, dem ›authentischen Menschen‹, und umgekehrt. Beide aber wissen heute, im Unterschied zu früher, um die Existenz des anderen.

Epilog

Was, so muss im Zusammenhang dieses Buches gefragt werden, hat dies alles mit den Kölner Fassaden zu tun? Beschleicht uns beim Betrachten der Fotografien von Reinhard Matz nicht der furchtbare Verdacht, dass die Kölner Fassaden nichts zu verbergen haben? Bringen sie nicht vielmehr etwas nach vorn, von dem wir uns gewünscht hätten, dass es unter bürgerlicher Wohlanständigkeit verborgen geblieben wäre? Sehnt man sich angesichts geklinkerter Häuserfronten, diesen nach außen gekehrten Badezimmern, nicht nach der wohligen Doppelmoral bürgerlicher Tugenden, die die weniger edlen Körperteile und die Räume, die ihnen gewidmet sind, unauffällig zum Verschwinden bringen? Stattdessen scheinen uns in Farben und Ornamenten, Türen und Toren die verborgensten (Alb)Träume ihrer Besitzer und Gestalter entgegenzuspringen. Das Prinzip des Karnevals, die verkehrte Welt, hat Besitz ergriffen von den Kölner Bauphantasien, die Rückseiten treten nach vorn und lassen uns erschauern angesichts der Vermutung, dass

es hinter diesen Fronten genauso weitergeht, wie es vorn angezeigt ist. Es ist so, als ob die Kölner Fassaden ihre Funktion verloren hätten. Es gibt nichts, worüber sie hinwegtäuschen könnten, ihre Authentizität kennt kein Erbarmen.